

EBERHARD STRAUB · ESSEN

Weltliche Macht und göttliche Herrlichkeit

Die Kirche hat kein politisches Bekenntnis. Alle Formen organisierter Herrschaft sind *figurae huius mundi*, vorübergehende, zeitliche Erscheinungen *ex jure humano*. Sie verdienen als solche Respekt, wie etwa das Rom der Caesaren, und mit allen kann sich die Kirche arrangieren. Denn keine ist notwendige Voraussetzung für ihr Wirken in der Welt. Mit der Anerkennung des Römischen Reiches, einer beliebigen historischen Erscheinung, verdeutlichte das Christus als Stifter seiner Kirche. Sie behauptet deshalb nicht, eine besondere Affinität zu einer der mannigfachen *figurae* dieser Welt zu haben. Sie unterhält Beziehungen zu ihnen, »tant que cela dure«, und knüpft neue an, wenn ein Wechsel eintritt. Dabei kann nur ihr Stiftungszweck der leitende Gesichtspunkt sein, der es ihr erlaubt, immer die gleiche zu sein in einer sich dauernd verändernden Umgebung. Insofern gibt es keine politische Theologie. Es gibt nur Anweisungen an die Christen, christlich zu leben, und damit die *figurae* diese Welt davor zu bewahren, Räuberhöhlen zu werden, und Verträge mit den jeweils Herrschenden, um ein halbwegs ungestörtes christliches Leben in der Gemeinschaft mit der sichtbaren Kirche überhaupt zu ermöglichen. Der Christ hat dementsprechend keinen umfassenden politischen Auftrag – Martha wurde ja gewarnt, sich nicht um alles und jedes zu kümmern –, sondern die Verpflichtung, seinen Glauben zu bezeugen. Das kann er, mehr oder weniger leicht, in allen politischen Systemen.

* * *

Allerdings haben sämtliche politische Systeme das eine gemein, nicht ihre Vergänglichkeit und Vergeblichkeit zu betonen, vielmehr zu versichern, auf Fels und nicht auf Sand gebaut zu sein. Das legt es nahe, die

EBERHARD STRAUB, 1940 in Berlin geboren, Promotion 1968, Habilitation 1977, langjähriger Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, wirkt heute als Pressereferent für den »Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft«; er gehört zur Redaktion dieser Zeitschrift.

jeweilige politische Organisation in Übereinstimmung mit dem metaphysischen Bild der Welt zu halten, das verbindlich und verpflichtend jeweils vorherrscht. Denn der *status*, der Staat, will im Reich der flüchtigen Erscheinungen den Dingen Dauer verschaffen, Ruhe und Ordnung ermöglichen, also Beständigkeit suggerieren. Er will sich verewigen, und damit heiligen, um den erwünschten Respekt zu erhalten. Die frühe Kirche entwickelte sich in einer Umwelt, die daran gewöhnt war, die politische Ordnung in engster Verbindung mit den Göttern zu verstehen. Es war der Jupiter Optimus Maximus, der Rom den Auftrag verliehen hatte, die Welt zu beherrschen, die Völker unter einem römischen Frieden zu vereinen. Denn seit Gründung der Stadt bewahrten die Römer eine ehrfürchtige *pietas*, eine umsichtige Treue zu den Göttern, deren Winken und Hinweisen sie ergeben folgten. Sie waren ein auserwähltes Volk. Die Caesaren, in denen sich die *maiestas* des *populus romanus* manifestierte, wurden unter dem Einfluß hellenistischen Königs Kultes immer weiter dem Profanen entrückt, weil die *maiestas* heilig ist und der Repräsentant der *Maiestas* darüber Heiligkeit gewinnt.

Nachdem das Christentum zur Staatsreligion erhoben worden war, brauchte es nur das Kreuz über solche Vorstellungen zu schlagen. Denn da die Kirche Gott den Allmächtigen verkündigte, die Macht für sie also gut war, lag es nahe, durch das Gottesgnadentum der Kaiser die irdische Macht aufs engste mit der göttlichen Gerechtigkeit zu verknüpfen. Indem der Kaiser nun als Abbild Gottes auf Erden beschrieben und aufgefaßt wurde, dem Schwert und Zepter verliehen wurden, um Willkür und Verwirrung, verursacht durch die sündigen Menschen, zu bannen und schon in der Welt eine Vorahnung des göttlichen Friedensreiches, das ohne Ende, zu schaffen, erinnerten solche Bilder doch auch den *imitator Dei* daran, daß seine Macht abgeleitet ist, daß er nur Verwalter einer ihm übergeordneten Macht ist, vor der er sich zu rechtfertigen hat. Denn *Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat*. Ziel und Zweck des Gottesstaates sind der Frieden. Ziel und Zweck des Staates der auf Erden pilgernden Menschen ist gleichfalls eine Friedensordnung, in der sich die göttliche Gerechtigkeit zu erkennen gibt, der Gottes Stellvertreter zu dienen haben, wollen sie nicht ihr Reich zu einer Räuberhöhle verkommen lassen. Die *Pietas romana*, der treue Dienst der Götter, wandelte sich zum treuen Dienst des einen Gottes, damit sein Wille herrsche.

Dem einen Gott entsprach der eine Kaiser wie dem einen Gottesreich das eine Reich auf Erden. Solche Identifikationen politischer Theologie widersprechen dem Dreieinigen Gott, für den es in der physischen Welt kein Korrelat gibt. Sie sind unstatthaft, weil häretisch. Das ist wohl richtig, doch in Zeiten, die nach anschaulichen Wahrheiten verlangten und

den Abstraktionen mißtrauten, ließ es sich gar nicht vermeiden, daß immer wieder Identifikationsbilder entworfen wurden, um sich mit den Mitteln des *sensus allegoricus*, der als eine probate Methode der Wahrheitsfindung und Wahrheitsdemonstration galt, beschreibend, vergleichend, in Gleichnisrede dem zu nähern, was im innersten die beiden Welten zusammenhält und aufeinander verweist. Die Bilder können wechseln, ob nun der »*buon governo*« vorzugsweise mit Christus, mit Gottvater oder den allgemeinen Tugenden sich selbst beherrschender Herrschaft veranschaulicht wird. Sie verweisen alle auf ein und das gleiche: daß alle Macht von Gott kommt und jeder Mächtige auf Erden nur ein Diener des Allmächtigen ist, ein Vollstrecker der Gerechtigkeit, der auch er unterworfen ist.

Karl V. und Philipp II. saßen auf einem Thron, auf dessen Rückenlehne oberhalb des Kopfes Gottvater und der Heilige Geist abgebildet waren. Christus blieb ausgespart, sein Bild verkörperten die Stellvertreter des *Christus Imperator*, der Kaiser und der König. Das *Tertium Comparationis* lag jedesmal in einer der drei Tätigkeiten des in sich dreieinigen Gottes. Denn Gott, die unendliche Weisheit, bedient sich doch für seine Herrschaft der Engel, der höheren Hierarchien für die niederen, der niederen für die Menschen, wie Fernandez Navarete noch 1619 zu bedenken gab, durchaus in Übereinstimmung mit dem *Doctor angelicus*. Ein anderer, Fra Salvador de Mallea, erinnert den König daran, in allem sich Gott anzugleichen, was heißt, daß er, wenn Gott eine Wesenheit, die zugleich »*consejo y consistorio de tres distintos personas, a quien se da titulo de juezes*« sei, dann müsse eben königliche Selbstherrschaft sich auf den Rat der Weisen stützen. Dem gelehrten, frommen Redner ging es vor allem darum zu schildern, daß dem neuen auserwählten Volk unter dem Gesetz der Gnade, den Spaniern, es gelungen sei, die vollkommenste Regierungsform gefunden zu haben, eine »dreifaltige« in einer gemischten Verfassung, die sein Zeitgenosse Juan Salazar knapp so charakterisierte: »Von der Monarchie nahm (Spanien) die Einheit, indem es in einem einzigen Fürsten, der unabhängig und absolut ist, sein Oberhaupt anerkannte, und von der Republik oder der aristokratischen Herrschaft nahm es den freien und vernünftigen Rat.« Der König ist nicht absolut, er ist dem allgemeinen Wohl untergeordnet als »Hausmeier« Gottes, den er vertritt. Aber wie Gott, der sich an seine Gesetze hält, diese mit einem Wunder durchbrechen kann, darf zuweilen der Monarch mit einer *potestas extraordinaria*, wenn die Notlage eine *ultima resolutio* erfordert, unmittelbar in den Ablauf der Dinge eingreifen, um eine gestörte Ordnung wieder herzustellen.

In diesem Sinn ist, wie nicht erst Carl Schmitt entdeckte, Souverän, wer über den Ausnahmezustand verfügt. Das hat Alonso Lasso de la Ve-

ga in der *Soberania del Reyno de Espana* schon 1626 ausgeführt, übrigens unter Hinweis auf die römische Diktatur. Er rannte damit schon damals längst offene Türen ein. Die beiden *potestates*, die *potestas ordinaria* und die *potestas absoluta*, waren beim König wie bei Gott nicht zwei grundsätzlich verschiedene Gewalten, sondern nur zwei anders gartete Äußerungen ein und derselben Machtvollkommenheit. Denn die gewöhnlichen Machtbefugnisse des Königs ergeben sich aus seinen außerordentlichen, auf die er allerdings nur zurückgreift, sofern es sich als unumgänglich und als notwendig erweist. Auch Gott wirkt nicht ununterbrochen Wunder. Diese höchste außerordentliche Gewalt duldet keinen Gefährten, es sei denn die Weisheit.

* * *

All solche Bemühungen, göttliches und königliches Regiment in Analogie zu bringen, wirken auf Generationen, die nicht mehr mit dem rhetorischen Spiel und ihrer je für den Zweck arrangierten Assoziationskette vertraut sind, befremdlich. Dergleichen wird dann unter politischer Theologie resümiert, einem Begriff, den von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert die gelehrten Panegyriker von Varro her kannten, der sie *politica civilis* nannte. Sie konnten damit allerdings nichts anfangen, weil sie eben nicht beabsichtigten, eine göttliche Verkündigung für den weltlichen Bereich vorzutragen, sondern allein verdeutlichen wollten, daß diese Welt nicht gottverlassen ist, sondern daß in den Staaten, die *ex jure humano* bestehen, damit die Gesellschaft nicht in wildem Taumel auseinandergehe, sich gleichwohl ein glücklicher Gedanke Gottes äußere, den es zu pflegen gilt. Es handelte sich hierbei weniger um ein systematisch begriffliches als um ein assoziationsreiches, bildhaftes Denken.

Die Wirksamkeit der Bilder, wie sie in der Spätantike im Anschluß an hellenistische Vorstellungen entwickelt wurden – denn nicht die attische Demokratie, das hellenistische Königtum war unser griechisches Erbe – verblaßte seit dem 18. Jahrhundert. Sie reicht aber bis ins 20. Jahrhundert, da die letzten Kaiser, Franz Joseph, Wilhelm II. und Nikolaus II. ihrer Wirkungsmacht durchaus vertrauten. Die englische Königin herrscht immer noch *by the grace of God* und ist *defensor fidei*, was zumindest bedeutet, daß in England nicht das Volk Souverän ist, obwohl es die Regierung stellt. Immerhin gehören diese beziehungsreichen Bilder unmittelbar zur Geschichte des sich entwickelnden »modernen Staates« und zur Geschichte der Souveränität. Denn der Staat, der Rechtsstaat unter einem Souverän, der als lebendes Gesetz die Rechtmäßigkeit hütet, ist kein Ergebnis fortschreitender Säkularisierung und innerweltlicher

Rationalisierung. Er ist das Ergebnis einer Mythisierung, einer Sakralisierung auf rationaler Grundlage. Was vielfach mit dem unbestimmten Begriff »politische Theologie« charakterisiert wird, sind die Bemühungen, der kaiserlichen Herrschaft, endlich dem königlichen Staat eine Gottunmittelbarkeit zu verschaffen, wie sie die Kirche besaß. Übrigens unter gelegentlich heftigem Protest der Vikare Christi, der römischen Bischöfe und Päpste, die die pilgernden Gläubigen, die sichtbare Kirche des *corpus Christi mysticum* anführen. Dem Corpus Christi Mysticum stellten die Kaiser, von Barbarossa bis Friedrich II., alte Überlieferungen systematisierend, Bilder ordnend, den anderen Corpus Christi mysticum entgegen, die Rechtsgemeinschaft unter der Führung des Repräsentanten des Imperators Jesus Christus, des Kaisers.

Wenn alle Macht von Gott und kaiserliche Macht nur ein Abbild göttlicher Machtvollkommenheit ist, dann bedarf es keiner päpstlichen Vermittlung, um das Reich zu heiligen, es steht als Verheißung, als Vor-Bild des göttlichen Reiches unmittelbar zu Gott, ist aus sich selbst heraus heilig, weil die Strahlen der göttlichen Sonne der Gerechtigkeit auf dessen Spiegel fallen, der sie wohlätig als Kaiser auf die übrige Welt reflektiert. Das Reich ist heilig, weil der Kaiser, als Abbild der göttlichen Gerechtigkeit, die *maiestas* nun nicht mehr des *populus romanus*, sondern des höchsten Richters und Gesetzgebers, Gottes, verkörpert. Was mit dieser *Maiestas* zusammenhängt ist heilig. Und so erhob Friedrich Barbarossa das Imperium Romanum zum Heiligen Reich, geheiligt durch die göttliche Gerechtigkeit, die sich dieses Gefäßes bedient, um sich wohlätig über die Welt ergießen zu können.

Der Kaiser, als Sohn der Sonne der Gerechtigkeit von Gott selber erschaffen, als neuer Adam und neuer Christus, der als lebendes Gesetz »de caelo venit« und nicht stirbt, weil er – *dignitas non moritur* – in seinem Nachfolger wie der Vogel Phönix zu neuem, gleichbleibendem Leben erwacht, ist christusgleich, weil er das Gesetz erfüllt, unter dem Gesetz steht als »servus legis« und eben darum der gotterfüllte »dominus legis« sein kann, der im Tempel der *iustitia* das Recht auslegt, erweitert und schützt. Der Kaiser als *imago dei* auf Erden ist die *lex animata*, die Seele des Rechtes. Wer ihm als Rechtsdiener nahe steht, seine Juristen vor allem, werden zu *sacerdotes*, zu Priestern im Heiligtum der Gerechtigkeit, im Palast, dem Mittelpunkt des königlichen Staates. Der Herrscher, zwar Mensch von Geburt, aber Gott durch sein Amt, muß daher alles Menschliche überwinden, um durch Selbstbeherrschung ein strahlendes Abbild des sich selbst beherrschenden Gottes, der Sonne der Gerechtigkeit, veranschaulichen zu können. »Was menschlich war, ich zog es aus, / ich bin der Kaiser nur der niemals stirbt«, wie es Grillparzer noch Rudolf I. sagen läßt.

Denn es geht darum, »Deus per gratiam« zu sein, um den »Deus per naturam«, Christus, überzeugend repräsentieren zu können. Das kaiserliche Reich ist geheiligt durch die Heiligkeit des Rechtes. Wenn Friedrich II. sich in Jerusalem selber zum König krönt, dann steigert er noch die Sakralität des Herrscheramtes, weil der König als *servus aequitatis*, des von Gott bestimmten Gemeinwohls, seine unmittelbar göttliche Begnadung damit hervorhebt. Daran erinnerte noch Wilhelm I. demonstrativ, der sich 1861 als erster König von Preußen seit Friedrich I. in Königsberg krönte: »Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tisch des Herrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Das ist die Bedeutung des Königtums von Gottesgnaden und darin liegt die Heiligkeit der Krone, die unantastbar ist.«

Die Päpste, auf die Freiheit der Kirche bedacht, wehrten sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen diese Kaisermystik. Sie verfolgten die Staufer als eine Schlangenbrut, weil sie in der Heiligung des Reiches eine Selbstheiligung des Staates, eine Selbstermächtigung im Namen des Allmächtigen fürchteten. Es gelang der Kirche, die Staufer zu vernichten, aber es gelang ihr nicht, deren Ideen zu unterdrücken. Denn alsbald verstand sich jeder *rex* als »imperator in regno suo«, der von seinem Rechtsheiligtum aus, von seinem Palast, in dem der Altar der göttlichen *Maiestas* steht, sich als Sonne der Gerechtigkeit bemerkbar machte und in seinem Rechtskönigtum vernünftiger Beherrschung aller ungeordneten Bestrebungen sich selbst als kaiserliches Abbild der einen und einzigen Gerechtigkeit verstand. Zwei Sonnen sah man nun am Himmel oder über der Erde stehen. Die Kirche, der es nicht gelungen war, weltliche Herrschaft zu einem Arm ihres *corpus mysticum* zu machen, womit sie auch über ihre Rechte hinausgriff, mußte sehen, wie sie sich mit den gottunmittelbaren Souveränen arrangierte. Sie mißtraute den »heiligen Staaten«, die an ihre Freiheit dachten, aber nicht an die Freiheit der Kirche. Schon deshalb konnte sie nie eine politische Theologie verkündigen, eben um mit ihrer Freiheit die Freiheit eines Christenmenschen überhaupt zu retten.

Sie schloß Bündnisse, ging Verträge mit den Staaten ein und suchte dennoch, um sich vor der Macht mystischer Monarchien auf rationaler Grundlage zu schützen, die Vorherrschaft einer dieser Königreiche zu verhindern. Kein Reich war den Päpsten, nach dem der Staufer, so unheimlich wie das spanische. Dort vollendeten die Habsburger, über ihre spanischen angeheirateten Verwandten sogar mit den Staufern verwandt, das Werk des großen Friedrich, dem noch die letzte unmittelbare Erbin der Casa de Austria, Maria Theresia, eine kaiserlich fromme Pietas, also Treue, bewahrte. Die Könige Spaniens waren nicht der Idee nach, wie die

Römischen Kaiser, sondern de facto Weltherrscher. Sie hatten die Universalmonarchie verwirklicht. Spanien war zur Sonne geworden, die allen Staaten Licht verleiht. Es war das Gestirn, wie von seiner Bedeutung ergriffene Spanier sangen, das allein völlig unabhängig von anderer Gewalt, also von päpstlicher, die Bewegung aller anderen bestimmt. »Es ist unmöglich, daß sich Spanien rührt, ohne daß alle übrigen Staaten ebenfalls in Bewegung geraten. Es gibt keinen noch so vergessenen Winkel in beiden Welten, der ohne Abhängigkeit von dieser Monarchie leben könnte.«

* * *

Der Monarch, der Weltherrscher, hieß der katholische. Katholisch, allumfassend, ist nur die Kirche oder eben die spanische Monarchie. Dies größte aller Reiche, das je die Welt gesehen, verfügte, was sie ungern hörte, über die vier gleichen Vorzüge wie die Kirche, über die Apostolität, die Einheit, die Heiligkeit und die Universalität. Rom mußte es sich sagen lassen, daß nicht nur der Apostel Jakob, sondern selbst Petrus und Paulus erst einmal nach Spanien kamen, bevor sie Rom besuchten. Schließlich stürzten bei der Geburt Christi alle Tempel auf der Halbinsel ein. Was nur bestätigt, daß die Hispania als das Pansland, das Land des dreieinigen Gottes, immer schon unter dem Kreuze stand, bevor es das Kreuz überhaupt gab, weil Gott, als er die Welt erschuf, mit Spanien begann. Von Cadix aus zogen die heiligen Drei Könige nach Bethlehem, um dem Weltherrscher ihre Reverenz zu erweisen. Dieses Volk erwählte sich Gott, um seine Wahrheit und Gerechtigkeit in dieser Welt zu behaupten und auszubreiten. »Das spanische Volk ist das von Gott unter dem Gesetz der Gnade beschenkte, welches nun den Platz des erwählten Volkes unter dem Gesetz der Schrift einnimmt«, wie nicht nur Juan de Salazar oder Caramuel Lobkowitz verkündeten. Die spanischen Könige sind die neuen Löwen von Juda, die nun endlich alle Häresien und Irrmeinungen besiegen. Karl V. war ihr David, Philipp II. der neue Salomon, für die in Erfüllung geht, was Gott David in Aussicht stellte: seinen Thron und sein Reich *usque in sempiternum* zu erhalten. –

Dem der Macht des Zeitlichen entrückte Thron entsprach der Palast, der nach einer Forderung des Italieners Baldassare Pistorini »una edificata eternita« sein sollte, selber heilig, weil in ihm der Altar der Majestät aufgebaut, in der sich die Maiestas des *sol iustitiae* offenbart. Begeistert schildert Andrenio in Gracians *El Criticon* Madrid: »Ich sehe eine königliche Mutter so vieler Nationen, eine Sonne zweier Welten, einen Mittelpunkt so vieler Königreiche, ein Juwel beider Indien, ein Nest des leibhaftigen Phönix, eine Sphäre der katholischen Sonne, gekrönt von

Kleinodien in Strahlenform und von Lichtumstrahlten Wappen.« Wie in einem Lichtwunder gibt sich die Sonne aller Staaten zu erkennen, das von der Religion kündigt, mit der das geistige Wohl der vielen Völker, über die sie leuchtet, erhalten wird und von der Gerechtigkeit, die den Frieden des Reiches sichert und verewigt. »Der neue Löwe von Juda«, Philipp II., der Kluge und Gerechte, ganz ergriffen von der Heiligkeit seines Amtes, ergänzte seine Residenz in Madrid um eine weitere Residenz, um eine ideale Stadt, die als eine Ahnung des Himmlischen Jerusalem auf die kommende Civitas Dei höchster Vollkommenheit verweisen sollte. Im Escorial, »jenem gewaltigen Tempel des Katholischen Salomo«, sah Andrenio »die Schaustellung einer königlichen Macht, einen Triumph der katholischen Frömmigkeit, ein Meisterwerk der Baukunst«.

Seit der Spätantike gab es einen dauernden Austausch zwischen Imperium und Sacerdotium im Wettbewerb um die Stellvertretung Christi auf Erden. Während in Rom die Päpste mit dem neuen Petersdom eine letzte Summe ihrer schon aufs Geistliche beschränkten Weltherrschaft zogen, baute der König von Jerusalem, diesen Titel hatte Philipp II. von Kaiser Karl V. geerbt, an seinem Palast, der die endgültige Summe der kaiserlich-königlichen politischen Religiosität ist, wie sie sich in den Jahrhunderten bildete. Selber nicht Kaiser, aber Erzherzog und Mitglied des Allerhöchsten Kaiserhauses, der Casa de Austria, galt er doch als kaisergleich, da nach alter Auffassung Kaiser sei, der wenigstens über drei Königreiche gebiete. Das war bei ihm der Fall, der dazu noch unumschränkter Souverän beider Indien und legitimer Herr der noch unentdeckten Länder war. Sein Sohn und sein Enkel, Philipp III. und Philipp IV., wurden gelegentlich als Kaiser von Amerika gefeiert. Dieser große König, der mit liebenswürdigem Lächeln jeden, der ihm zum ersten Mal sah, aufforderte: »Beruhigt Euch!«, denn als *rex tremendae maiestatis* erschütterte er selbst Granden und vornehme Herren, dachte groß von seinem Haus. »Con una casa eterna eternizaste / tu Casa de Austria, oh tu, gran Rey, hiciste / El Escorial, Felipe el Sabio fuiste / pues de hacerte immortal el medio hallaste«: Aber es ging ihm dabei weniger um seine Person, als um die Veranschaulichung der Maiestas und der *pietas et iustitia*, die dauernd in der Casa de Austria eine Wohnstatt gefunden.

Der Escorial liegt auf der Höhe im Mittelpunkt der iberischen Halbinsel. Der König ist der in die Mitte gesetzte, der von erhabenem Ort, den Göttern oder Gott nähergerückt, von den Niederungen der Erde entfernt, Oberes und Niederes verbindet. Er überblickt von hier aus sein Reich, er muß sich nicht zeigen, man erkennt den König an seinen Wirkungen. Der Escorial liegt aber auch auf dem gleichen Breitengrad

wie Rom. Ist die Kirche Christi auf Fels gebaut, so nicht minder dieser Tempel und Palast, der einer Festung, einer Trutzburg der unverfälschten Lehre gleicht, deren *defensor* der König von Spanien ist. Deshalb nimmt er den Granit als Baustein, der unverwüstlich ist, deshalb greift er auf die dorische Säulenordnung zurück, die heroisch-heilige. Der Grundstein wurde während der letzten Tage des Tridentiner Konzils gelegt, auf dem die Lehre der Kirche in ihrer reinen Gestalt bekräftigt worden war. Philipp II., der lange zögerte, die Beschlüsse des Konzils anzuerkennen, da er eine sehr hohe Auffassung von seiner rechtlichen Stellung in der Kirche hatte, ließ das Kloster und die Kirche aber ganz in dessen Geiste errichten, um gerade die von den Häretikern bestrittenen Lehrsätze der Kirche Christi mächtig hervorzuheben: Die Verehrung der Eucharistie, die Verehrung Mariens als Inbegriff der gläubigen Kirche, die Verehrung aller Heiligen. Gewidmet war das Kloster dem Heiligen Laurentius, der sich im Kampf gegen die Häretiker ausgezeichnet hatte.

Die Eucharistie verweist auf den göttlichen Phönix, der stirbt und wiederaufsteht, der sich opfert und triumphiert und mit dem versöhnenden Regenbogen andeutet, daß Gott der Welt sich gnädig zuwendet und seinen Frieden ihr verheißt in seinem *imperium sine fine*. Eine Vorschau auf dieses Reich ist das unermessliche Friedensreich des Phönix de España, der stirbt und in seinem Sohn wieder aufersteht und alle Menschen guten Willens unter sich vereint, die Verstockten und Böswilligen aber durch tätigen Glaubenseinsatz zur Wahrheit führt. Wie Cornelia von der Osten-Sacken in ihrer gründlichen Studie zum Escorial bemerkt, traf der erste Blick, wenn der König in seinem Schlafzimmer erwachte, die im Tabernakel des Chores ausgestellte Hostie, auf die zugleich die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen. »Das Sinnbild des Sol salutatis wird mit den Mitteln der natürlichen Lichtführung veranschaulicht.« Das Heil ist unmittelbar mit der Gerechtigkeit verknüpft, und über sie wirkt wohl-tätig, als Arzt der Völker, der König, der sich ganz der Verehrung des *Divino Sol sacramentado* widmet. Unter der Weltkugel, auf der der *Salvator mundi* auf dem Tabernakel im Hochaltar steht, hatte Philipp II. eine Schaumünze anbringen lassen, die zeigt, wie ein Händepaar die Zügel eines die Weltkugel übergreifenden Joches hält mit der Umschrift: »sic erat in fatis«. Sie verweist auf das milde Joch Spaniens über die dreigeteilte Welt, in deren Mitte Jerusalem liegt, dessen König Philipp II. war. Mit Christus bezeugt und rechtfertigt der König von Jerusalem und der Welt seine Weltherrschaft.

Die dauernde Verehrung der Eucharistie, das ewige Gebet vor der hinter Kristallen ausgestellten Hostie, bestätigen die betenden Statuen des Kaisers und des Königs, ihrer Frauen und des Don Carlos vor dem

Hochaltar. Ist jede Kirche ein Tabernakel, eine Grabkirche Christi und zugleich ein Triumphgebäude, weil er als auferstandener Herr über den Tod herrscht, so ist die Klosterkirche auch Grabkirche der Monarchen, die sterben und doch nicht sterben, weil sie in ihren frommen Nachfolgern wieder auferstehen. Karls V. Sarkophag war so unter dem Altar aufgebaut, daß Kopf und Herz unter den Füßen des zelebrierenden Priesters lagen. Die Ewige Anbetung der Monarchen im Bilde setzten die Mönche täglich in lebendige Anbetung um, die teilweise bis zu 16 Stunden am Tage liturgischen Feiern nachkommen mußten. Sie unterstützten damit den spanischen Herkules bei seinen Mühen, mit Klugheit und Gerechtigkeit den Erdball zu erfüllen, als Lichtbringer in der Finsternis zu wirken. Fest wie das Dogma der Kirche Christi sollte der Klosterpalast stehen und damit veranschaulichen, daß dieser katholische Herkules fest und sicher das rettende Dogma schützt.

Als Priester des Rechtes erscheint der König, dessen eigene Räume sich nicht sonderlich vordrängen. Alle Pracht gebührt der göttlichen Maiestas. Aber durch die völlige Zurücknahme weltlichen Prunkes um den König wird dessen Maiestas noch eindrucksvoller, weil geheimnisvoller. Denn im König vollzieht sich ein Geheimnis, ein göttliches Mysterium. Zwar Mensch zu sein, und als solcher sterblich, schwach, der Sünde unterworfen, aber zugleich Gott zu sein auf Erden, unsterblich durch das heilige Amt, das auf Gott verweist, der sich seiner bedient, um die Welt zu ordnen, die gesamte Welt. Das heißt, daß Kunst und Wissenschaft hier ihren Sitz haben. Die Bibliothek, die wissenschaftliche Beschreibung Spaniens, die Gelehrte hier vornehmen, Priesterausbildung und Hospital veranschaulichen das *connubium* aller Wissenschaften, die dem König nötig, um weise zu herrschen. Sie bestätigen aber auch das enge Bündnis weltlicher Vernunft mit der Gotteserkenntnis, von Humanismus und Christentum. Denn auch die Naturerkenntnis, und der König selber war in vielen nützlichen Wissenschaften unterrichtet und nahm dauernd an ihnen Anteil, ist ein Weg zur Gotteserkenntnis.

Von diesem Bündnis spricht auch der Anspruch, mit diesem wohlproportioniertem Konglomerat von Kirche, Kloster, Palast und Bibliothek den Tempel Salomons errichtet zu haben, dessen Entwurf Gott in einer Vision dem Ezechiel offenbarte. In gelehrten Untersuchungen wurde dem König und seinen Baumeistern erläutert, daß der alte Tempel Salomons diesem göttlichen Bilde nicht entsprach und daß diese Vision der perfekten Stadt als Tempel und Palast außerdem allen Regeln klassischer Kunst, wie Vitruv sie überliefert, entspreche. Unter dem Gesetz der Gnade entsteht nun die vollkommene Stadt, die mit dem Tempel des Salomon das gemein hat, von der Umgebung isoliert auf einer Anhöhe ge-

legen zu sein, Palast und Tempel zu sein, der zugleich Reichskirche und Eigenkirche ist, und nicht zuletzt Begräbnisstätte der von Gott begnadeten Könige. David und Salomon erscheinen in dem neuen Adam, der den Herrn Jesus Christus angezogen hat, unter dem Gesetz der Gnade in den klugen und gerechten Königen, die über die *pietas austriaca*, zu der besonders die Verehrung der Eucharistie gehört, in unmittelbarer Beziehung zu Jesus Christus aus dem Hause David stehen, dem erlösenden *Imperator Mundi*, dessen Bild auf Erden sie repräsentieren sollen. Das heißt, daß sie alles menschlich-allzu menschliche abstreifen, sich im Ewigen einrichten, um sich zu verewigen durch heilig-gerechte Taten in der *imitatio* des Christus und *Deus per naturam*. Sie mußten als Sieger über sich selber sich zu erkennen geben, um durch Selbstbeherrschung gerechte Selbstherrscher zu werden. Sie mußten also Heilige und Heroen sein, wie der kluge Jesuit Gracian es bündig formulierte.

* * *

In all diesen Kombinationen, mit denen sich das Imperium sakralisiert, mag ein Theologe vielleicht Selbstheiligung vermuten, eine Art Selbsterlösung durch den königlichen Staat. Doch das wäre ein Mißverständnis. Das Gottesgnadentum mit seinen zuweilen verwegenen Ideenverknüpfungen bildete doch gerade eine Schranke, eine eindringliche Erinnerung, vor Selbstermächtigung zurückzuschrecken, weil alle Macht auf den hinweist, der sie verlieh und vor der jeder Selbstherrscher Rechenschaft abzulegen hat. Deswegen konnten ja Theologen diese Assoziationen immer weiter ausspinnen, um die irdischen Könige in den Fesseln des Rechtes zu halten. Nur das Heilige hat Majestät, wie noch Schiller wußte, weshalb umgekehrt die Majestät eben heilig war. Zu ihr gehört eine Person, weil nur eine Person den persönlichen Gott zu repräsentieren vermag. Die Repräsentation der Majestät bewahrte aber auch den Staat davor, zu einer reinen Abstraktion zu werden, die Abstraktionen in die Welt der Erscheinung herunterholte. All diese Umschreibungen, Bilder, Allegorien, gehören in die Welt des Politischen und verdeutlichen, daß politische Ordnungen auch religiöse Ordnungen sind, weil sie Ausdruck religiöser Überzeugungen sind, und deshalb muß man diese Bilder kennen, um den königlichen Staat richtig zu begreifen. Die Struktur der Vorstellungen über die politische Organisation zu bestimmten Zeiten kann der des metaphysischen Weltbildes einer Epoche weitgehend entsprechen, weil Analogien gesucht oder hergestellt werden, aber das bedeutet doch nicht unbedingt Politische Theologie. Das ergibt sich aus den religiösen Deutung der Welt, die weniger auf Begrifflichkeit beruht, als überraschendes Enthüllen eines nicht wahrgenommenen Aspektes in

einem bestimmten Moment ist. Politische Theologie ist als Begriff erst deutlich in unserem Sinne faßbar, seit die politischen Ordnungen in ihrer Abstraktheit und Unanschaulichkeit gar nicht mehr mit einem Repräsentanten und einem zu repräsentierenden göttlichen Schöpfer, Ordner und Richter in Verbindung gebracht werden wollen oder können. Sie äußert sich dann in innenweltlichen, unanschaulichen Systemen, Ideologien, die gerade jeden Weg versperren wollen, der über den Menschen hinausführt. Mit Theologie haben sie nichts zu tun. Solche Art politischer Verkündigung ist das Gegenteil von Theologie, weil sie den absoluten, sich selbst erlösenden und selbstermächtigenden Menschen zum Inhalt hat. Da entfallen alle Möglichkeiten festlich-feierlicher Analogien, weil im Abgrund des allmächtigen Menschen der Böse lauert, die Sonne Satans, die dem Licht des *Sol iustitiae* widerstreitet.